

Ich möchte über mein Heimatdorf berichten, von seinen Anfängen bis zum bitteren Ende. Einleitend will ich aber den Mann erwähnen, der mir dies alles vor vielen, vielen Jahren, in meiner Kinder- und Jugendzeit, bei gelegentlichen Fragen meinerseits und bei gewissen Begebenheiten erzählt hat; meinen Großvater Johann Sokoll, als Opa Sokoll bekannt. Er soll stellvertretend für alle alten Grabenhofer stehen. Im Alter von 96 Jahren wurde er, der nicht mehr flüchten wollte, zusammen mit meiner Mutter, ein Opfer des Russeneinfalls.

Grabenhof

Grabenhof, mein Heimatort,
Du Wiege meiner Jugend,
Das Schicksal trieb mich von dir fort,
Nach meinem Willen nicht fragend.

Die Fremde tut mich lehren,
Wie geborgen ich einst war,
Der Sehnsucht kann ich nicht wehren,
An Hause denk ich immerdar.

Sehnsucht ist mein Begleiter,
Wohin ich auch gehen mag,
Auf Heimkehr hoffe ich weiter,
Denn einmal kommt doch dieser Tag!

Grabenhof ist von Bartosch Skomotz und seinen fünf Brüdern um 1550 gegründet worden. Es reichte vom Przybittka-Fluß bis zur Krummendorfer Grenze. Ob schon von Anfang an das Köllmer Recht bestand, weiß ich nicht, doch mein Großvater hat immer wieder betont: Grabower Bauern sind nie Leibeigene gewesen, sondern immer freie Bauern!

Die südliche Hälfte der Gemarkung war größtenteils schwerer Lehm, sogenannter Stundenboden. Ich möchte ganz kurz die Ziegelei Lumma erwähnen, die sich aber nicht halten konnte und aufgegeben werden mußte. Der nördliche Teil bestand vorwiegend aus Wald und nassen Wie-

sen. Hier waren auch die Gemeindehütungen. Der Gemeindehirt ging jeden Morgen durch's Dorf und sammelte das Vieh, mit dem er auf die Gemeindewiesen zog. Abends beim Heimtrieb wußte jedes Stück Vieh, in welchen Stall es gehörte. Hütehunde gab es damals noch nicht; dafür gingen drei bis vier kleinere Jungen immer abwechselnd mit, die die Herde zusammenhalten sollten. Der Hirt hatte ihnen aus Flachs Peitschen geflochten, die am Ende eine ordentliche Pinkakä (Knalle) trugen, als Peitschenstiel diente eine biegsame Kaddigrute. Das Peitschenknallen war für die Jungen ein Hauptvergnügen, schon aus diesem Grund gingen sie gern mit dem Hirten mit.

Die einzelnen Felder waren früher in Streifen eingeteilt. Jeder Bauer erhielt seinen Streifen. Der Nachteil war nur, daß im Frühjahr der letzte Streifen zuerst bestellt werden mußte und bei der Ernte erst dann abgeerntet werden konnte, wenn die vor ihm liegenden Streifen fertig waren. Wenn Großvater mir dies erzählte, konnte ich es mir nie so recht vorstellen, da doch schon alles arrondiert war.

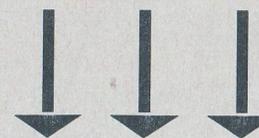
Bei der Separation im Jahre 1856 wurden alle Felder zusammengelegt und neu aufgeteilt. Jeder Bauer konnte sich sein Land aussuchen. Er erhielt zwei Hufen Land. Die Hufen waren je nach der Bodenbeschaffenheit verschieden. Bei gutem Boden (Lehm) war die Hufe 15 ha, bei mittleren Boden 20 ha und bei schlechtem Boden 25 ha groß. Mein Großvater hatte sich im nördlichen Teil auf den Dorfhütungen ausgebaut. Dort war, nach damaligen Begriffen, schlechter Boden – Wald und nasse Wiesen.

Schon wenige Jahre nach der Flurbereinigung machten sich die Bauern diese Wirtschaftsverbesserung zunutze. Die Dreifelderwirtschaft war die damals übliche Wirtschaftsform. In den nassen Gebieten begann eine systematische Drainierung; früher war das wegen der zersplitterten Felder nicht möglich gewesen. Zum Teil genügten auch offene Gräben. Jeder Bauer sah zu, durch Drainage und bessere Düngung das Beste herauszuwirtschaften. Zur Frühjahrsbestellung wurde der Acker – bis dahin erst im Frühjahr – jetzt schon im Herbst umgepflügt, was den Bodengarer machte und Mehrertrag brachte. Diese Umwälzung durch die Separation hatte auch den Gemeindehirten überflüssig gemacht. Das Land war aufgeteilt und jeder Bauer weidete sein Vieh auf eigenem Grund.

War nun die Feldarbeit beendet, Feld und Wald erstarrte und wurde mit einer wärmenden Schneedecke zugedeckt, so war die Arbeit auf den Hof begrenzt. Von morgens bis abends hörte man nun auf jedem Hof den Zwei-, Drei- oder Viertakt der Dreschflegel, je nach Anzahl der Drescher. Die Hauptarbeit des Winters, das Dreschen begann. Auf die halbe Tenne wurden zwei Lagen Getreide aus-

gebreitet und mit den Dreschflegeln so lange im Gleichtakt darauf geschlagen, bis die Körner aus dem Stroh fielen. Das Stroh wurde dann entfernt und die Körner mit der Spreu auf die leere Tennenhälfte gefegt. Eine neue Lage wurde ausgebreitet und dasselbe begann von neuem. War nun der Körner- und Spreuhaufen so groß, daß kein Platz mehr vorhanden war, begann die schwierigere

Arbeiten Sie alle mit bei der nächsten Ausgabe



Schicken Sie uns:

Berichte



Erlebnisse



Fotografien



Beschreibungen



Familiennachrichten



Allgemeine Nachrichten

Arbeit des Trennens der Körner von der Spreu. Zunächst wurden gröbere Spreu und kleingeschlagene Strohteilchen mit der Harke ausgesondert, anschließend wurde das ungereinigte Getreide in die Luft geschleudert und so die Spreu von den Körnern getrennt. Zuletzt wurde alles durch ein Rundsieb gesiebt, bis man das reine Korn hatte. Das Dreschen war eine langwierige Arbeit und dauerte deshalb fast den ganzen Winter hindurch. Es begann um vier, manchmal schon um drei Uhr. Mein Großvater erzählte mir, daß schon 12- bis 14-jährige Jungen helfen mußten, selbst er mußte noch vor Schulbeginn zwei bis drei Lagen dreschen helfen. Bis zum Frühstück um sieben hatte man sich schon so hungrig gearbeitet, daß das Klunkermus doppelt gut schmeckte. Dreschmaschinen gab es damals noch nicht, auch noch nicht die sogenannten Breitdrescher - ohne volle Reinigung des Getreides - mit Göpelantrieb (Roßwerk). Die einzige Maschine war die Häckselmaschine, und selbst die hatte noch Handbetrieb.

Die Frauen waren inzwischen mit der Flachszubereitung beschäftigt. Schon im frühen Herbst war der Flachs geraffelt (die Samenköpfe abgerissen) und eingeweicht, danach zum Trocknen und Bleichen ausgebreitet worden. Später wurde er gebrochen, geschwungen und gehechelt und war dann zum Spinnen fertig.

Das Spinnen wurde von alt und jung, Mann und Frau betrieben. Die Jugend kam in Spinnstuben zusammen, jeden Abend auf einem anderen Gehöft. Als das Dorf noch geschlossen war, war das nicht weiter schwierig, aber als dann die Einzelhöfe entstanden, war der Weg von Nachbar zu Nachbar schon weiter. Wenn dann noch Schneegestöber einsetzte und sich hohe Schneewehen bildeten, blieb man oft in der Dunkelheit im Schnee stecken. Das hinderte die Jugend aber nicht, an der Tradition der Spinnstuben festzuhalten. Erst die spätere Technisierung hat dem ein Ende gemacht. Wer kennt heute noch die Romantik der Spinnstuben, wer weiß, was sie der damaligen Jugend bedeutete! Ersetzten sie doch Kinos und andere Vergnügungen der heutigen Zeit!

War die Tagesarbeit getan, das Vieh versorgt, so machte man sich, nachdem man ordentlich gegessen hatte, mit dem Spinnrad auf den Weg. Den Flachs nahm man in einer Ziche mit. Nach allgemeiner Begrüßung setzte man sich sofort ans Spinnrad und für die nächsten zwei bis drei Stunden hörte man nur das Schnurren der Räder. Auf ein Kommando wurden die Spinnräder dann in die Ecke gestellt, und der gemütliche Teil des Abends begann. Irgendeiner hatte immer eine Ziehharmonika mit, und fehlte sie einmal, so wurde auf dem Kamm gespielt. Es wurde gescherzt, gelacht und natürlich auch getanzt. Zu später Stunde verabschiedete man sich und der Heimweg ging unter Singen und Lachen vonstatten. Am nächsten Abend traf man sich wieder.

Das Garn wurde zu Leinen gewebt, das größtenteils verkauft wurde. Natürlich war es selbstverständlich, daß man die eigene Kleidung aus selbstgewebtem Leinen herstellte. Zunächst wurde die gelblich-weiße Leinwand gebleicht; sie wurde auf der Bleiche gespannt und tagsüber einige Male mit Wasser begossen, bis sie schneeweiß war. Nachts wurde die Leinwand bewacht.

Meiner Großmutter wurde einmal während der Nachtwache ein Streich gespielt. Auf dem Bleichplatz war ein leichter Wagen aufgestellt, der mit Stroh und Decken versehen war. Über den Wagen war eine Plane gespannt. Mit einer Freundin saß meine Großmutter im Wagen und lauschte auf verdächtige Geräusche.

Nichts regt sich, alles ist still, nur das Zirpen der Grillen und Quaken der Frösche vom nahen Teich ist zu hören. Das Gespräch wird flüsternd geführt, um kein Geräusch zu überhören. - Im Morgenrauschen schauen beide aus dem Wagen. Aber o Schreck, die Leinwand ist weg! Weit und breit ist nichts von ihr zu sehen. Dann bemerken sie, daß sie sich mit dem Wagen in einer ganz anderen Gegend befinden, am Stoizeck, einem Brunnen in Richtung Karwick-See, etwa 400 Meter vom Bleichplatz entfernt. Ein Sohn des Nachbarn Siegmund hatte mit einigen Burschen den Wagen im Schnecken tempo dorthin gezogen, ohne daß die Mädchen erwacht waren.



Schneise im Forst Nikolaiken

War nun die Leinwand gebleicht, so wurde sie zu Ballen gerollt und verkauft. Um bessere Preise zu erzielen, wurden die Ballen bis nach Königsberg gebracht. Auch mein Großvater hatte einige Male die Fahrt dorthin unternommen, für die damals mehr Vorbereitungen getroffen wurden als heutzutage für eine Weltreise. Für die mehrtägige Fahrt wurde genügend Proviant mitgenommen, da sie kaum etwas kosten durfte. Unter den Wagen wurde noch ein Teerfaß zum Achsen schmieren angehängt, da man damals noch mit Holzachsen fuhr.

Im Laufe einiger Jahrzehnte hatte sich das Dorfbild zusehends geändert. Das langsamere, aber in der Haltung billigere Ochsen gespann mußte dem Pferdegespann weichen. Der eiserne Pflug und die eiserne Egge verdrängten den Holzpflug und die Holzegge. Ernte- und Dreschmaschinen erleichterten und beschleunigten die Arbeit.

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wurde die feste Chaussee Sensburg-Ortelsburg gebaut. Sie schloß Grabenhof an die Verkehrswege an.

Im ersten Weltkrieg versetzten durchziehende, plündernde Russen die Bevölkerung in Angst und Schrecken. Verschiedene Familien flüchteten bis Elbing, kamen aber nach sechs Wochen wieder zurück.

Im Jahre 1925 wurde die neue Schule gebaut, da die alte den neuzeitlichen Ansprüchen nicht mehr gewachsen war, 1926 wurde sie eingeweiht. Die Stallungen der alten Schule wurden zu einer Schmiede umgebaut. Im Schulhaus befand sich die Wohnung des Schmiedemeisters. Der Schulraum wurde für gottesdienstliche Zwecke verwendet.

Um das Jahr 1930, der Krisenzeit der Landwirtschaft, wurde das Gut Grunau, das Herrn von Fresin gehörte, aufgesiedelt. Der damalige Gemeinde- und Amtsvorsteher, Johann Ocko, kaufte den Grunauer Wald, der an den nördlichen Teil der Gemarkung angrenzte, samt Forsthaus und den zugehörigen Ländereien, zusammen 273 Morgen, für 15 000 Reichsmark für die Gemeinde. Der Wald war durchweg junger Bestand und erst nach Jahren konnten die ersten Einnahmen durch Durchforstungen erzielt werden. Zuerst war der angrenzende Bauer Emil Hildebrandt Forstwart. Später wurde Karl Zimmek von der Gemeinde als Forstwart eingesetzt, der dann auch im Forsthaus wohnte.

Der zweite Weltkrieg brachte schließlich 1945 den Verlust der Heimat. Viele Grabendorfer sind gefallen; die Zahl derer, die im Chaos von 1945 umgekommen sind, wird wohl keiner genau erforschen können.

In Grabendorf soll viel abgebrannt sein, teils während des Krieges, teils später. Gebäude und Land sind verwahrlost und vernachlässigt. Es ist schmerzlich zu wissen, wie der eigene Grund und Boden verkommt, wie jahrhundertalte Arbeit dem Verfall preisgegeben wird. Wir hoffen aber, daß es uns eines Tages vergönnt sein wird, die alte Heimat wiederzusehen, um die Tradition unserer Vorfahren weiterzuführen.

Willy Ocko